

Laudatio

Angesichts der gegenwärtigen Flüchtlingsströme und der Zuwanderung von mehr als einer Million Menschen aus islamischen Ländern nach Europa kommt dem interreligiösen Dialog eine verstärkte Bedeutung zu. Zum einen drängt die politische Aufarbeitung des Zerfalls staatlicher Ordnungen in den Ländern des Nahen Osten. Dabei muss auch nach der Rolle der Religionen gefragt werden, ihrer Dienstbarkeit und ihrer schwindenden Kraft, Menschen zum Frieden zu bewegen. Aber dafür ist die Zeit noch nicht gekommen. Zum anderen erfährt hierzulande der interreligiöse Dialog durch die von den Flüchtenden mitgebrachten kulturellen Normen und die ihnen widerfahrenen Verwundenen durch Bürgerkrieg und Flucht eine weitere Tiefe. In diesem europäischen Kontext bewegen sich die drei prämierten Essays. Was die Autorinnen und den Autor auszeichnet, ist ihr Eintreten für eine Theologie, die im interreligiösen Dialog ein Wahrheitsstreben über die Grenzen der eigenen Religion hinaus erkennt.

Amrei Sander stellt in ihrem Essay „Berührungspunkte feministischer islamischer und christlicher Theologie“ die Frage, warum es kaum interreligiöse Allianzen gebe, um liberale Forschungen voranzutreiben. Sie ist der Meinung, wenn es um die Verteidigung traditioneller Werte gehe, etwa eine Allianz gegen gleichgeschlechtliche Partnerschaften, gegen liberale, feministische Anliegen komme es rasch zum Schulterchluss. Der Glaube an den einen Gott erweise sich als recht praktisch, um gegen etwas zu sein. Aber gebe es nicht auch liberale, feministische Werte, die von Christinnen und Christen, Musliminnen und Muslimen geteilt werden? Von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, bisweilen verkannt und als gegen die Religion gerichtet verurteilt und ins Abseits gedrängt, behaupteten sich innovative Interpretationen im Christentum und im Islam. Amrei Sander findet eine Ähnlichkeit in den Argumentationsmustern, etwa in der Interpretation von Sure 4,34 in der Verwendung des Begriffs Verantwortung und in der christlichen Exegese von Genesis 2-3 mit dem Begriff Gefährte. Männer und Frauen hätten einen gemeinsamen Ursprung. Aus den Texten der Schöpfungserzählungen - befreit von der klassischen islamischen und christlichen Rhetorik, lasse sich keine Geschlechterhierarchie ableiten. Verbote für Frauen in Leitungsfunktionen seien der Kontextgebundenheit und der späteren Tradition geschuldet. Die volle Gottesebenbildlichkeit der Frau spreche gegen den Ausschluss von Frauen. Ein weiteres Ziel der feministischen islamischen Exegese sei der Abbau von Strafvorschriften. Wichtig ist ihr die Feststellung, dass mit der feministischen Schriftauslegung der religiöse Deutungsrahmen nicht verlassen werde. Damit werde die Alternative vermieden, sich zwischen emanzipatorischen Werten und Religion entscheiden zu müssen. Für die Zukunft wünscht sich die Autorin eine gemeinsame liberalere Religionsauslegung und einen Brückenschlag zwischen liberalen säkularen Feminismus und der Religion. Einen eigenen Beitrag hat sie mit ihrem Essay dazu geleistet.

Gudrun Becker stellt die provokante Frage, ob Gott angesichts der vielfältigen Erfahrungen von Fremdheit in dem Fremden, hier sächlich zu verstehen, gefunden werden könne. Unter dem Titel „Gott in Fremden? Die Erfahrung von Fremdheit im interreligiösen Dialog“ entfaltet sie den Begriff der Fremdheit als relationalen Begriff. Das Fremde, sozial erfahrbar in fremden Traditionen, Einflüssen, Lebensweisen, Religionen und Denksystemen wirke wie ein Stachel. Philosophisch gesehen markiere die Begegnung mit dem Fremden den Anfang eines jeden Dialoges. Wichtig sei es, die Begegnung mit dem Fremden nicht moralisch zu bewerten.

Die unvermeidbaren Erfahrungen von Verunsicherung, Angst und Abwehr, Nichtverstehen und Nichtverstandenwerden könnten zu einer Reflexion der eigenen Praxis und zu einer Sicht von außen auf das Eigene führen.

Wenn man den Aspekt des Fremden in religiösen Kategorien denke, nehme die Erfahrung von Fremdheit nicht ab, sondern führe in eine neue Dimension. Das Fremde, das ganz andere, unzugänglich, unverfügbar, unverstehbar gewinne einen theologischen Gehalt in der Gottesfrage. Gott als der ganz andere bleibe transzendent, den Menschen entzogen, für sie unverfügbar. Dazu zähle auch die gewollte Verschiedenheit, wie Menschen ihre Bindungen zu Gott geschichtlich gefunden haben. Die bekannte Sure 5,48 benenne die Verschiedenheit der von Gott geschaffenen Kulturen und Religionen, Sure 49,13 den Auftrag zum Kennenlernen. Die christliche Theologie sehe in der Botschaft Jesu eine Einladung, die über Stammes- und Sprachgrenzen hinaus an alle Menschen ergehe, an die Nahen und die Fernen. In der Gastfreundschaft, die den Fremden gewährt werde, in der Hilfsbereitschaft, die dem Schwachen erwiesen werde (Matthäus 25), könne sich Gott wirkmächtig erweisen. Der Umgang mit dem Fremden werde zum Prüfstein der Liebe. In der Haltung zum Fremden entscheide sich die Haltung zum Leben als Ganzes.

Die religiösen Traditionen im Islam und Christentum sähen in der Begegnung mit dem Fremden eine Urerfahrung des Menschen. Die Heiligen Schriften würden die Fremdheit nicht aufheben, aber sie nähmen das Unversöhnliche aus der Begegnung mit dem Fremden heraus. Der Stachel des Fremden bleibe, aber er wirke anstachelnd. Der interreligiöse Dialog schaffe eine Haltung der Offenheit und der Wertschätzung und mache die Theologie zu einer spannenden Aufgabe. Den ganz großen Schritt, den interreligiösen Dialog als eine ökumenische Aufgabe der Gegenwart zu bezeichnen, wagt die Autorin dann allerdings doch nicht zu gehen.

Richard Mathieu begibt sich mit seinem Essay, „Möglichkeiten und Grenzen interreligiöser Bioethik – Diskursethische Überlegungen zum christlich-islamischen Dialog“ auf die Metaebene der ethischen Begründungen. Wie müssten ethische Begründungen lauten, wenn sie universale Geltung für sich beanspruchen wollten?

Weltanschauliche, religiöse Vorentscheidungen liefen der Ergebnisoffenheit der wissenschaftlichen Methode zuwider. Ein Konflikt breche auf. Islamische Ethik habe, so ein gewichtiges Argument, „einen Blick auf das Jenseits“ und sehe „die Lebensweise des Propheten Mohammed als eine archetypische Ausdrucksform der Ethik“. Damit beanspruche der Islam ein eigenes Verständnis von Ethik für sich. Christliche Ethik habe sich, wenn auch nicht auf der Ebene des Lehramtes, so doch im theologischen Diskurs auf ethische Theorien eingelassen, die ohne den Rekurs auf Autoritätsquellen auskämen. Ein Beispiel dafür sei die Diskursethik, die den kantischen Gedanken des Gewissens als inneren Gerichtshof nach außen verlagere. Das habe zur Folge, dass Geltungsansprüche immer nur approximativ eingelöst werden können. Damit treten deutliche Unterschiede zwischen den islamischen und christlichen Ansätzen und Letztbegründungen in Ethik zu tage. Der Begriff Bioethik stehe für eine Wissenschaftsgeschichte, die ohne den Bezug auf Autoritätsquellen argumentiere. Konsequenz sei es, statt von islamischer oder christlicher Bioethik von „Bioethik im Spiegel religiöser Verschiedenheit“ zu sprechen. Damit werde auf den Sinnhorizont verwiesen, innerhalb dessen sich die Argumentation bewege.

Eine Brücke zum Alltag baut die Studie im Hinweis für die neue religiöse Vielfalt in Deutschland. So wenig wie es die behauptete „deutsche Leitkultur“ gebe - am Beispiel der ethischen Urteilsfindung der Empfängnisverhütung hatte der Autor dies bereits angesprochen - , so wenig gebe es eine einzig richtige Antwort in der islamischen Ethik. Die Fallbezogenheit, der Analogieschluss und das Fatwa-Wesen zeigten Parallelen zum Kontextualismus. Ergänzend biete sich die Methode der narrativen Ethik an. Die erzählte Lebensgeschichte könne helfen, bei medizinethischen Entscheidungen den Patientinnen und Patienten gerecht zu werden. Im Hinblick auf die große Zahl von Flüchtlingen aus unterschiedlichen islamischen Ländern gewinne dieser Weg an Bedeutung.

Wenn sich Islam und Christentum auf die Regeln vernünftiger Argumentation - die Regel des Gewaltverzichtes, der Achtung der Gleichberechtigung aller Diskussionspartnerinnen und der Offenheit diskursiver Argumentation - einließen, könne ihre Ethik Universalität beanspruchen. Auch wenn die Diskursethik keine Normen generiere, bilde sie einen Rahmen innerhalb dessen religiöse Sichtweisen auf ihre Zustimmungsfähigkeit und Vernünftigkeit hin überprüft werden könnten. Das könne eine Bereicherung für den allgemeinen Diskurs sein und zugleich könne das sich Einlassen auf die Regeln der Diskursethik einen Prozess der Selbstaufklärung in Gang setzen.

Die drei prämierten Essays führen in ganz verschiedene Richtungen des theologischen Nachdenkens. Aber sie haben auch etwas gemeinsam. Sie sind Plädoyers für die autonome Vernunft. Sie zeigen Möglichkeiten auf, im interreligiösen dialogischen Denken neue Zugänge zu sich selbst zu gewinnen. Für die prämierten Essays hat die Georges-Anawati-Stiftung ein Preisgeld von insgesamt eintausend Euro bereitgestellt. Der weitergehende Gewinn im übertragenen Sinn aber ist die Erfahrung einer gegenseitigen Wertschätzung und die Entdeckung der vollen Menschlichkeit auch in einer fremden Religion. Im Namen der Georges-Anawati-Stiftung danke ich ihnen vielmals für Ihre ermutigenden Beiträge zum interreligiösen Dialog. Wir wünschen Ihnen, dass Sie für Ihre Denkansätze auch in Zukunft die gewünschte interreligiöse Resonanz finden.

....

- 1.Preis: Amrei Sander, (Berlin) : „Berührungspunkte feministischer islamischer und christlicher Theologie“
2. Preis Gudrun Becker (Linz) „Gott im Fremden? Die Erfahrung von Fremdheit im interreligiösen Dialog“
3. Preis Richard Mathieu (München) „Möglichkeiten und Grenzen interreligiöser Bioethik. Diskursethische Überlegungen zum christlich-islamischen Dialog“.

Konrad Hahn, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirates der Georges-Anawati-Stiftung
Stuttgart, 5.3.2016